

einen günstigen Ansatzpunkt, doch gelang es der indonesischen Politik auch aufgrund bestehender kultureller Differenzen, eine sowjetische Dominanz zu verhindern und ein Verhältnis auf Augenhöhe zu erreichen, was letztlich die sowjetische Politik ins Leere laufen ließ.

Im vierten Teil „Widerständigkeiten und Gegenentwürfe als Formen der Desintegration“ befasst sich Natalia Donig mit den deutschen Delegationsreisen in die Sowjetunion zwischen 1953 und 1957, an denen vereinzelt auch ausgewählte Westdeutsche teilnahmen. Die Fahrten waren genau durchchoreografiert, denn die Gäste sollten nach ihrer Rückkehr als Multiplikatoren dienen. Diese Strategie zeitigte in der Hochphase des Kalten Krieges einigen Erfolg. Anschließend beschreibt Robert Brier die Außenpolitik der polnischen Gewerkschaft *Solidarność*, um für die Unterstützung ihres Anliegens zu werben. Denn bei der westeuropäischen Linken stieß die polnische Opposition mit ihrer Systemkritik auf erhebliche Vorbehalte. Brier dekonstruiert mit seinem kulturhistorischen Ansatz den Mythos, der „Westen“ habe 1989/90 den Kalten Krieg gewonnen. Vielmehr hätten die Umbruchjahre auch im Westen zu einer neuen Selbstdefinition geführt. Zum Abschluss des Bandes beschreibt Alvydas Nikžentaitis wie in der gegenwärtigen Erinnerungskultur in Polen und Litauen der Rückgriff auf das kulturelle Gedächtnis der Zwischenkriegszeit mit der heutigen außenpolitischen Selbstverortung korreliert. Nikžentaitis' Überlegungen stehen am Anfang eines größeren Forschungsprojekts und sind deshalb naturgemäß noch recht holzschnittartig. So scheint die These, dass in den russischen Gedächtnis- und Erinnerungskulturen

Ereignisse vor dem „Großen Vaterländischen Krieg“ keine Rolle spielen, in dieser Rigorosität nicht haltbar, wenn man etwa an das „Tatarenjoch“ oder an Figuren wie Aleksandr Nevskij, Dmitrij Donskoj, Ivan „den Schrecklichen“ oder Peter den Großen denkt, die für die Selbstverortung Russlands in seinem Verhältnis zum übrigen Europa eine zentrale Rolle spielen.

Aus thematischer Perspektive stellt sich der Band als eine bunte Mischung dar, die dem En-Bloc-Leser einige Gedankensprünge abverlangt. Aus methodischem Blickwinkel zeigen die Beiträge jedoch, wie fruchtbar und erkenntnisreich kulturhistorische sowie verflechtungsgeschichtliche Ansätze auf vielfältigen Feldern der Imperienforschung zur Anwendung gebracht werden können.

Anmerkungen:

- 1 J. Križanić, *Politika*. Moskva 1965, S. 125, S. 143.
- 2 M. Romaniello, *The Elusive Empire. Kazan and the Creation of Russia, 1552-1671*. Madison 2012.

Daniel Gorman: *The Emergence of International Society in the 1920s*, Cambridge: Cambridge University Press 2012, 377 S.

Rezensiert von
Isabella Löhr, Basel

In den letzten fünf Jahren haben die Forschungen zu Internationalismus und internationalistischen Bewegungen die lange Zeit unhinterfragte Annahme herausgefordert, der Erste Weltkrieg habe einen

Bruch bedeutet, der die globalen Märkte sowie den äußerst regen Vorkriegsinternationalismus derart gedämpft habe, dass beide sich erst lange nach 1945 wieder erholt hätten.¹ Im Zentrum dieser Forschungen stehen oftmals die Kommissionen und technischen Organisationen des Völkerbunds, die privaten Initiativen und internationalen Bewegungen einen Anlaufpunkt boten, um internationale Kooperation und Verständigung von der Harmonisierung technischer Standards bis hin zur Abschaffung der Sklaverei voranzutreiben.² Die Studie von Daniel Gorman reiht sich in diesen Forschungstrend ein. Gorman konzentriert sich auf die 1920er Jahre, wobei er mit dem Kellogg-Briand-Pakt von 1928 und der Analyse, wie diese Ächtung von Krieg auf das Verbot von Angriffskriegen nach 1945 wirkte, den Bogen in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts zumindest andeutungsweise schlägt.

„Internationalism was a leitmotiv of the 1920s“, lautet Gormans Hauptthese (S. 7). Im Zentrum stehen das britische Empire sowie angloamerikanische Initiativen, Internationalismus in eine prägende gesellschaftliche und soziale Realität zu verwandeln. Diese Themenwahl deutet bereits an, dass Gorman Internationalismus durchaus skeptisch betrachtet und zwar als Machtinstrument eines spezifischen „imperial internationalism“, der auf Erhalt britischer Einflussphären zielte, dabei jedoch eine Pluralisierung erfuhr, die die Auflösung des Empires nach 1945 bereits erahnen ließ. Gorman setzt dieses Programm in zwei großen Abschnitten um. Der erste Abschnitt analysiert die Anfänge und Strukturen eines spezifisch imperialen Imperialismus im British Empire anhand von vier Fallbeispielen. Das erste Beispiel

thematisiert die Veränderungen im Verhältnis zwischen Großbritannien und den Dominions, ausgelöst durch die Aufnahme der Dominions in den Völkerbund. Hier zeigt Gorman, wie dieser neue politische Status einen Zwischenraum eröffnete, in dem kolonialnationalistische und imperiale Positionen gleichzeitig Platz fanden: Die Dominions nutzten ihre nach außen gut sichtbare Position für die Emanzipation vom Mutterland, indem sie sich als internationale Akteure inszenierten und in sensiblen Fragen wie dem Vertrag von Locarno von britischen Positionen explizit absetzten, während sie gleichzeitig bei den meisten Abstimmungen in der Generalversammlung des Völkerbunds mit Großbritannien stimmten. Das zweite Beispiel widmet sich der internationalen Kampagne gegen den Frauen- und Kinderhandel, den die Britin Rachel Crowdy als Leiterin der Social Section des Völkerbunds anführte. Hierbei geht es Gorman darum, das mit den Kommissionen des Völkerbunds und den mit ihnen kooperierenden sozialen Bewegungen und Organisationen ein neues Governance-Instrument entstand, das staatlichen Akteuren die Gelegenheit bot, ihre Politik außerhalb konventioneller diplomatischer Kanäle voranzutreiben, das umgekehrt aber auch nichtstaatlichen Akteuren erlaubte, die internationale Öffentlichkeit zu mobilisieren und moralischen Druck auf Regierungen auszuüben. Das dritte Beispiel wendet sich mit der Petition indischer Nationalisten an die Mandatskommission des Völkerbunds einem aufschlussreichen Konflikt zu, der den sukzessiven Kontrollverlust des Empire durch Internationalisierung kolonialer Gebiete paradigmatisch aufzeigt. Mit dieser Petition internationalisierten indische

Nationalisten einen Konflikt mit dem Colonial Office, bei dem sie gleiche imperiale Staatsbürgerrechte für die indische Diaspora in Ost- und Südafrika einforderten mit dem Argument, das Empire sei ein geschlossener politischer Raum und deswegen sei es nicht nachvollziehbar, warum die indische Diaspora in Kenia und Südafrika weniger Rechte besäße als in Indien. Damit zeigt Gorman, dass und wie mit dem Völkerbund eine neue politische Legitimationsinstanz entstand, die als Plattform funktionierte, um interimperiale Konflikte außerhalb des Empire zu diskutieren, politischen Druck auszuüben und politische Emanzipationsprozesse in Gang zu setzen. Die ersten British Empire Games 1930 in Hamilton, Ontario, das vierte Beispiel, analysiert Gorman unter dem Gesichtspunkt, wie sportliche Großveranstaltungen als Gelegenheit für die Darstellung lokaler und nationaler Selbstbilder benutzt und so auch hier wieder das Thema der Imperial Citizenship verhandelt wurde. Gorman kommt dabei zum Schluss, dass das Empire zwar das ideologische Dach dieser Wettkämpfe bildete, die Einheit des Empire aber nur einen Bezugspunkt bildete, der Kontur verlor, sobald regionale oder nationalistische Selbstdarstellungen die Überhand gewannen oder die Empire Games als ein internationales Sportevent gefeiert wurden, in dem Wettkampf und Konkurrenz zwischen international aktiven Sportlern im Zentrum stand.

Der zweite Abschnitt ist dem transatlantischen Imperialismus gewidmet, wobei Gorman hier die Rolle pan-imperialer Netzwerke betont, die in der Zusammenarbeit zwischen Großbritannien, den Dominions (insbesondere Kanada) und US-amerikanischen Internationalisten zu Tage

traten. Hier führt Gorman mit der League to Enforce Peace, der League of Nations Non-Partisan Association, dem Carnegie Endowment for International Peace, dem Haager internationalen Gerichtshof und der Kommission für geistige Zusammenarbeit in die wohlbekannte ‚internationalistische Szene‘ angloamerikanischer Prägung ein. Dabei skizziert er die Entstehung von Kooperationsnetzwerken, betont aber auch die Grenzen dieser Zusammenarbeit, wenn er am Beispiel des geistigen Eigentums widerstreitende Konzepte erläutert, die am Ende nicht zur erwünschten Standardisierung internationaler Rechte führten. Mit der World Alliance for Promoting International Friendship through the Churches führt Gorman in religiös bzw. in diesem Fall ökumenisch motivierte internationalistische Initiativen ein, was insofern spannend ist, weil diese Perspektive in der Forschung zumeist eine untergeordnete Rolle spielt, sieht man einmal von humanitären Bewegungen ab. Gorman zeigt das breite Engagement dieser Allianz in allen politisch brisanten Fragen wie Flüchtlinge oder Minderheitenschutz und arbeitet gleichzeitig das personalistische Denken heraus, das Lösung nationaler Rivalitäten und sektiererischer Abspaltungen in der Stärkung persönlicher religiöser Kontakte und Beziehungen sah. Die letzten beiden Kapitel widmet Gorman dem Briand-Kellogg-Pakt als wichtigem Versuch in der Zwischenkriegszeit, normative Erwartungshaltungen im Bereich der Friedenssicherung und Völkerverständigung durch einen internationalen Vertrag sozusagen von oben in die Praxis zu verpflanzen. Diese beiden Kapitel sind im Vergleich zu den anderen Beispielen konventionell gewählt und beschränken sich auf eine

präzise Analyse der Entstehung des Pakts, seiner Inhalte und Rezeption in USA und Großbritannien, auch wenn Gorman die ‚Hintermänner‘ des Pakts als spezifisches Beispiel für den transatlantischen Internationalismus der 1920er Jahre analysiert und in dem Pakt einen Vorboten für die Bedeutung der USA nach 1945 sieht.

Neben kleineren Ungenauigkeiten wie der Behauptung, Haile Selassie habe sich 1938 mit seinem Hilfesuch gegen die italienische Aggression an den Völkerbund gewandt, schreibt die Studie eine zentrale Asymmetrie fort, die das Denken der historischen Akteure wesentlich prägte. Auf der einen Seite hält Gorman in Anlehnung an Mark Mazower fest, dass der Zwischenkriegsinternationalismus besonders im Bereich des internationalen Rechts eine zutiefst imperiale Angelegenheit blieb, die Reziprozität nur unter vermeintlich zivilisierten Gesellschaften vorsah und auf diese Weise große Teile Asiens, Afrikas und Lateinamerikas ausschloss. Gleichzeitig reagiert Gorman allerdings nicht auf die gewaltige konzeptionelle Herausforderung, die diese Feststellung Historikern implizit stellt, nämlich genau diese Denk- und Sichtweise nicht durch die Auswahl der Fallbeispiele und des Quellenmaterials fortzuschreiben. Zwar erwähnt er einleitend die kommunistische Internationale, pan-asiatische, pan-afrikanische und anti-imperiale Bewegungen, aber seine Darstellung bleibt auf wohlbekannte Akteure und Motive beschränkt und liefert damit eine Globalgeschichte der 1920er Jahre, die die nichtwestliche Welt höchstens als Verhandlungsmasse der Imperialmächte berücksichtigt. Entgegen jüngsten Forschungen, die den Völkerbund als Einfallstor für koloniale Akteure begreifen, die sich über

diesen Weg auf internationalem Parkett sukzessive etablierten, indem sie entweder Einfluss auf die Gestalt technischer Zusammenarbeit nahmen oder politische Erfahrung sammelten und dies nach 1945 in praktisches politisches Kapital ummünzten³, bleibt Gorman an dieser Stelle konventionell. Mit den *British Empire Games* oder der *World Alliance for Promoting International Friendship through the Churches* bringt er dem Leser zwar Ereignisse und Bewegungen näher, die in bisherigen Darstellungen eine geringe oder keine Rolle gespielt haben. Aber spätestens das Schlusskapitel über die normative Bedeutung des Kellogg-Briand-Pakts zeigt, dass Gorman der Begeisterung für seinen Gegenstand anheimfällt: Er bleibt ausnahmslos einem westlichen Verständnis von Internationalismus verpflichtet, auch wenn er keine Chance ungenutzt lässt, dessen imperiale Implikationen genau zu benennen. Sieht man von dieser konzeptionellen Schwäche ab, hat Gorman ein empfehlenswertes Buch über internationalistisches Denken und Handeln im britischen Empire sowie im nordatlantischen Raum in der Zwischenkriegszeit geschrieben, das dem Leser einen guten Einblick in den jüngsten Forschungsstand gewährt und diesen um aufschlussreiche Fallbeispiele erweitert.

Anmerkungen:

- 1 N. P. Petersson; C. Dejung (Hrsg.), *The Foundations of Worldwide Economic Integration. Powers, Institutions, and Global Markets, 1850-1930*, Cambridge 2013.
- 2 D. Laqua (Hrsg.), *Interwar Internationalism Reconfigured. Transnational Ideas and Movements Between the World Wars*, London 2011.
- 3 G. Sluga, *Internationalism in the Age of Nationalism*, Philadelphia 2013.